



Günter Lucks | Harald Stutte

# Der rote Hitlerjunge

Meine Kindheit zwischen  
Kommunismus und Hakenkreuz

Weltbild

Der rote Hitlerjunge

Der Stiefvater ist Kommunist, der Vater gar im Rotfrontkämpferbund. Die neue Stiefmutter aber schwärmt für Hitler. Der eine Großvater ist Monarchist, der andere ein kommunistischer Schneider, der Onkel wiederum Sozialdemokrat. Ein Familienbild aus dem Hamburger Arbeiterbezirk Hammerbrook um 1930. Es ist das kommunistische Milieu, in dem Günter Lucks aufwächst. Die Eltern verkehren mit KPD-Größen wie Etkar André oder Fiete Schulz; der kleine Günter aber will unbedingt zum Jungvolk. Dies ist die Erzählung von einer Kindheit zwischen den Extremen, in einem versunkenen, erst von den Nazis und dann von der »Operation Gomorrha« endgültig zerstörten Milieu, das auch nach dem Krieg nicht wiedererstand. Es ist zugleich ein authentisches Bild aus dem Leben in den traditionellen Arbeiterbezirken von Hamburg, von dem aus erster Hand heute kaum noch ein Zeitzeuge erzählen kann.

*Günter Lucks*, Jahrgang 1928, war nach einer Ausbildung bei der Post bis zur Rente in der Druckerei und bei der Poststelle des Axel Springer Verlags beschäftigt. Eine Einladung der Bundeswehr in Gründung, ihr als Offizier beizutreten, hatte er abgelehnt.

*Harald Stutte* ist Historiker, Journalist und Autor. Er wurde mit dem Reportagepreis der Vereinigung Deutscher Reisejournalisten ausgezeichnet. Er lebt und arbeitet in Hamburg.

Beide Autoren gemeinsam haben bei Rowohlt die Bücher »Ich war Hitlers letztes Aufgebot. Meine Erlebnisse als SS-Kindersoldat« (2010) und »Hitlers vergessene Kinderarmee« (2014) publiziert.

Günter Lucks  
mit Harald Stutte

# Der rote Hitlerjunge

Meine Kindheit zwischen  
Kommunismus und Hakenkreuz

**Weltbild**

Einkufen im Internet:

*www.weltbild.de*

Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung: Büro 18, Friedberg (Bayern)

Umschlagmotiv: ullstein bild – Süddeutsche Zeitung Photo / Scherl

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

978-3-8289-5888-3

2019 2018

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

## Inhalt

Vorwort .....	7
Mit »Ho Front« in den Mai .....	13
Schüsse am Hansaplatz. ....	31
Proletarische Weihnachten .....	56
Das rote Hamburg wird braun .....	74
Der verhinderte Hitlerjunge .....	96
Zwischen Anpassung und Widerstand .....	120
Krieg – und endlich beim Jungvolk .....	140
»Heil Hitler, haben Sie Knochen?« .....	158
Landluft .....	173
Zurück zu Muttern .....	198
Im Feuersturm .....	212
Als Kindersoldat bei der Waffen-SS .....	229
Ohne politischen Kompass .....	242
Bildnachweis .....	255

## Vorwort

Wenn ich heute durch die Hamburger Stadtteile Hammerbrook, Rothenburgsort, Eilbek und Hamm gehe, sehe ich Gewerbegebiete, Bürokomplexe, schlichte Backsteinbauten. Breite, vielspurige, auf dem Reißbrett gezogene Straßen durchschneiden ein Vorstadtgebiet mit nur spärlich gesäter Wohnkultur. Historische Gebäude, abgesehen von wenigen Gründerzeitvillen im Nordwesten Hamms, gibt es kaum noch.

Nicht viel lässt heute darauf schließen, dass hier im Osten der Hansestadt einst Hamburgs proletarisches Herz schlug. Und ich, geboren 1928, bin ein Kind dieses untergegangenen roten Ostens. In den engen, dicht bebauten Straßenschluchten »Jammerbrooks«, den schmuck- und freudlosen Hinterhöfen im südlichen Hamm, den kleinen, verwinkelten Straßen in Rothenburgsort spielten vor über 80 Jahren Kinder mit ihren Holzreifen, in Hamburg »Trudelband« genannt. Mädchen sprangen im mit Kreide auf den Asphalt gezeichneten »Hickelkasten«, Jungen bolzten auf den engen Hinterhöfen gegen Mauern und mussten aufpassen, dass sie nicht die zum Trocknen auf Leinen geklammerte Wäsche beschmutzten, sonst setzte es was – im günstigsten Fall nur eine plattdeutsche Schimpfkanonade aus dem Munde einer resoluten Arbeiterfrau.

Die Backsteinfassaden der Häuser waren unterbrochen von Kaufmanns- oder Kolonialwarenläden und winzigen, verräucherten Kneipen; die hießen »Zauberflöte« oder »Leuchtturm«

und zapften dünne, dafür aber preiswerte Biere. Tagsüber schaffte es die Sonne kaum, die engen und dicht bebauten Straßenschluchten zu durchfluten, nachts spendeten die vom Laternenmann mit Hilfe einer Aufstellleiter und eines Hakens entzündeten Gaslaternen lediglich ein sparsames Licht. Auf den Litfaßsäulen warben die hier dominierenden Parteien SPD oder KPD für ihre Listenplätze, denn ständig wurde gewählt. Die Regierungen im Deutschen Reich zwischen Erstem Weltkrieg und Hitlers Machtübernahme hatten nur kurze Halbwertszeiten.

Meine Großeltern und Eltern, unsere Verwandten, Freunde und Nachbarn, ja das gesamte Umfeld war kommunistisch oder sozialdemokratisch. Als ich ein Kind war, dominierten rote Fahnen die Straßen, dazu gab es Aufmärsche der kommunistischen oder sozialdemokratischen paramilitärischen Organisationen. Der 1. Mai war hier mindestens so wichtig wie das Weihnachts- oder Osterfest. Wir sangen Arbeiterlieder, schwenkten rote Fähnchen und träumten vom Sowjetparadies, ohne zu wissen, was uns da erwartete. Begriffe wie »Klassenkampf«, »Bourgeoisie« oder »Proletariat« gehörten ganz selbstverständlich zum Wortschatz dieser Menschen, die lediglich die achtjährige Volksschule absolviert hatten. Eine politische Überzeugung, überwiegend das Einzige, was Eltern ihren Kindern als Erbe mit auf den Lebensweg gaben, hatte aber jeder.

Nationale oder bürgerliche Parteien versuchten lange Zeit vergeblich, im Hamburger Osten Fuß zu fassen. Denn die Menschen in ihren winzigen Wohnungen waren bettelarm, hatten entweder schlecht bezahlte oder gar keine Arbeit. Viele Männer heuerten als Schauermänner im Hafen an



oder verdingten sich als Tagelöhner, trugen anschließend ihre mickrigen Wochenlöhne zum Wirt ihrer Stammkneipe. Hier hatten die sozialistischen Vordenker Karl Marx und Friedrich Engels einst ihre treuesten Anhänger. Diese Menschen träumten von einer gerechteren Welt, von einer Art »Neuverteilung« des Reichtums, der in dieser großartigen Stadt so ungleich verstreut war. Für ihre hanseatischen Nachbarn im schicken Villenviertel Harvestehude, im von Alleen gesäumten Rotherbaum oder im bürgerlichen Eppendorf, die sie verächtlich Pfeffersäcke oder Stehkragen-Heinis nannten, hatten diese Menschen gleichwohl nur Verachtung übrig.

Es gab vermutlich im ganzen Deutschen Reich keine Region vergleichbarer Größe, in der die sozialistischen Ideen flächendeckend eine so treue Anhängerschaft hatten wie im roten Osten der zweitgrößten deutschen Stadt. Sozialdemokraten und Kommunisten, miteinander zutiefst verfeindet, dominierten diese »rote Festung« Hamburg. Über Jahrzehnte hatte sich ein proletarisches Milieu herausgebildet, welches hier tief verwurzelt war und dessen langer Arm bis ins Hamburger Rathaus und sogar bis in den Berliner Reichstag reichte. Bis in die frühen 30er Jahre hinein. Es ist kein Zufall, dass nicht nur das sozialdemokratische Urgestein August Bebel, sondern später auch viele namhafte Führer der Kommunistischen Partei in Hamburg wirkten oder sogar aus Hamburg stammten.

Und dennoch genügten zwei Katastrophen – eine politische und eine kriegsbedingte »Apokalypse« –, um diesem Milieu und seiner Heimat den Todesstoß zu versetzen, es ein für alle Mal auszulöschen. In meiner Kindheit und meiner

frühen Jugend wurde ich Zeuge, wie Hamburgs roter Osten in nur wenigen Jahren unwiederbringlich unterging. Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten versetzte ihm den politischen Todesstoß. Der von den Nazis begonnene Krieg, der 1943 zur Bombardierung der Hansestadt in der »Operation Gomorrha« durch die Alliierten führte, löschte letztlich Hamburgs roten Osten auch physisch aus. Eine Tragödie, schließlich hatten die Nazis ausgerechnet hier ihre größten Widersacher gehabt. Tausende Menschen starben binnen weniger Tage im Juli 1943. Gewerbegebiete wie Hammerbrook oder Rothenburgsort sind heute in Wahrheit Hamburgs größte Friedhöfe – nur eben ohne Grabsteine.

Diese Zeit und diese Region haben mich sehr geprägt. Die Veränderungen in den 30er und 40er Jahren, die letztlich eine Auflösung waren, betrafen meine Familie, meine politische Heimat, meine Stadt, meine Ideale, besser unsere Ideale – sofern ich diese als Jugendlicher überhaupt teilte. Oder begriff, worum es ging.

Im Buch »Ich war Hitlers letztes Aufgebot«, erschienen 2010, habe ich meine kurze Zeit als Kindersoldat der Waffen-SS und die anschließende, fast fünfjährige Odyssee durch sowjetische Kriegsgefangenenlager beschrieben. Das vorliegende Buch nun betrifft die Zeit davor, die auch eine Art Odyssee darstellte – meine Odyssee als ein Kind aus kommunistischem Elternhaus, das sich nichts sehnlicher wünschte, als auch zum willfähigen Millionenheer der jugendlichen HJ- und Jungvolk-Uniformträger zu gehören. Natürlich kann ich mich nicht an jedes Detail meiner frühesten Jugend erinnern. Vieles haben mir meine Eltern,

ihre Freunde, Verwandte berichtet, einiges gehört zur »Familien-Folklore«.

Ich war damals ein Suchender, hin- und hergerissen zwischen der Loyalität zu meinen bis zuletzt NS-kritischen Eltern und der sehr wirkungsvollen Indoktrination durch Schule und Nazi-Propaganda. Was war richtig? Was war falsch? Wer log, wer hatte recht? Fragen, die ein Kind, später einen pubertierenden Jugendlichen schlicht überforderten, zumal in politisch extrem brisanten Zeiten. Viele Irrtümer säumten daher meinen Lebensweg, oft beschritt ich Abwege, um ans Ziel zu kommen. Das, was man heute »einen politischen Kompass« nennt, hatte ich nicht. Um bei diesem Bild zu bleiben: »Meine Kompassnadel« schlug in viele Richtungen aus. Und es dauerte lange, bis sie endlich zur Ruhe kam.

Dafür empfinde ich es heute als ein Privileg, auf ein langes, sehr intensives, in jedem Fall an Erfahrungen sehr reiches Leben zurückzublicken. Und offen gestanden: Keine andere Form von Reichtum hätte ich mir je sehnlicher gewünscht.

Hamburg, im April 2015

Günter Lucks  
Harald Stutte

## Mit »Ho Front« in den Mai

Endlich war Mai, Kurze-Hosen-Wetter. Die Stadt roch nach Frühling. Bei uns Kindern machte sich das schöne Gefühl breit, dass das Leben unter der Frühlingssonne demnächst wieder leichter, unbeschwerter würde. Und mehr noch als das. Für eine »klassenbewusste proletarische Familie« wie uns war der 1. Mai ein Festtag. In Hamburg, der »roten Festung« – hier war der Anteil von Anhängern der sozialdemokratischen und kommunistischen Partei besonders hoch –, war der 1. Mai längst ein Feiertag. Im Rest des Reiches war das überwiegend nicht so. Fiel der Tag nicht, wie in diesem Jahr, auf einen arbeitsfreien Sonntag, so mussten die vielen Arbeiter, Gewerkschafter, Sozialdemokraten und Kommunisten, die an den Kundgebungen teilnahmen, Urlaub nehmen. Und das hieß, auf einen Tageslohn zu verzichten. Falls sie überhaupt Arbeit hatten. Doch das taten sie unverdrossen, denn dieser Tag war im proletarischen Milieu wichtig, galt es doch, am 1. Mai für zentrale Forderungen zu streiten – den Acht-Stunden-Tag oder den arbeitsfreien Sonnabend. Zudem feierte sich die Arbeiterschaft als selbstbewusste Klasse.

Dass allerdings dieser 1. Mai 1932 für lange Zeit der letzte »Kampftag der Arbeiterbewegung« war, der auch als solcher gefeiert werden durfte, das dachte wohl niemand. Die Demokratie der Weimarer Republik befand sich in einer schweren Krise. Hitler führte zwar ein Jahr später offiziell den »Feiertag der nationalen Arbeit« ein, doch damit feierte sich

das System selbst, mit den traditionellen Maifeiern der Arbeiter hatte das nichts mehr zu tun.

Im roten Hamburg – noch 1928 hatten die Nazis lediglich zwei Prozent der Wähler für sich gewinnen können, doch bereits 1931 landeten sie mit 26 Prozent nur noch knapp hinter der SPD und vor unserer KPD – waren wir eine durch und durch rote Familie. Meine Eltern glaubten an die Weltrevolution, sie sahen in der Sowjetunion eine Art Paradies auf Erden und vertrauten unseren Führern, die fast alle aus Hamburg kamen oder in Hamburg wirkten: Ernst Thälmann, Etkar André, Fiete Schulz, Heinz Neumann.

Meine Eltern waren gestandene Kommunisten, für die die Teilnahme an der Mai-Demonstration nicht etwa lästige Pflicht, sondern eine Sache des Herzens war. So wie für gläubige Katholiken der Kirchenbesuch, obwohl meine Eltern natürlich Kirche, den Glauben, religiöse Traditionen ablehnten – mit ein paar Ausnahmen. Aber es gab in mancher Hinsicht Parallelen bei den Anhängern radikaler Ideologien und Gläubigen. Unsere Leute verehrten zwar keinen Gott, doch gab es gottgleiche Überväter, die Karl Marx, Friedrich Engels und Wladimir Iljitsch Lenin hießen. Unsere Enzykliken bekamen wir nicht vom Heiligen Vater, aber von den Vorsitzenden der maßgeblichen kommunistischen Parteien – von Ernst Thälmann in Deutschland und Josef Stalin in der Sowjetunion. Der Kreml, das Machtzentrum des damals einzigen sozialistischen Landes der Erde, war für meine Eltern ungefähr dasselbe wie der Vatikan für die Katholiken. Letztlich waren meine Eltern von ihrer politischen Mission nicht nur überzeugt, sondern glaubten an sie – sie waren Gläubige, ohne religiös zu sein. Und der 1. Mai, das

war unsere Auferstehung, unser proletarisches Oster- oder Weihnachtsfest, der Geburtstag unserer Bewegung.

Wir Kinder – mein damals fünfjähriger Bruder Hermann und ich, ein Jahr jünger – waren für einige Tage bei Oma und Opa untergekommen. Sie wohnten in einem fünfstöckigen bürgerlichen Mietshaus im Stadtteil Hammerbrook, elbnah im Stadtzentrum südlich von St. Georg gelegen. Im Volksmund wurde die Gegend auch »Jammerbrook« genannt, weil es dort, ähnlich wie im Berliner Wedding, sehr viele Mietskasernen gab, in denen die Arbeiterfamilien in zumeist ärmlichen Verhältnissen lebten. Die Lebensader in diesem Stadtteil bildete die Hammerbrookstraße, durch die die Straßenbahn fuhr. Es gab Geschäfte aller Art, Gaststätten und sogar drei Kinos. Eines davon wurde »Flohkiste« genannt. Die Eintrittskarten kosteten ein paar Pfennige und waren somit auch für Arbeiter erschwinglich. Sehr lange noch wurden hier Stummfilme mit Klavierbegleitung gezeigt, ein »Ansager« erklärte mit viel Pathos die Filmszenen. Die Hammerbrookstraße war damals für mich ein aufregendes Stück Hamburg.

Während im Norden des Viertels bis hin nach St. Georg bereits klein- und gutbürgerliche Häuser das Straßenbild prägten, breitete sich das wahre »Jammerbrook« in den kleinen Seitenstraßen mit ihren dunklen Hinterhöfen aus. Hier lag die Hochburg der Arbeiterparteien KPD und SPD, die Kommunisten hatten einen leicht höheren Anteil als die Sozialdemokraten. Den Nazis fiel es enorm schwer, hier Fuß zu fassen. Mit Mühe hatten sie eines ihrer Versammlungslokale in der Hammerbrookstraße halten können, dort befand sich der sehr umtriebige und radikale SA-Sturm 14.

Wir wohnten mit unseren Eltern ein paar Straßen weiter im Stadtteil St. Georg. Da wir uns keinen der Kindergärten leisten konnten, von denen es ohnehin nur wenige gab, kamen wir oft tageweise bei unseren Großeltern unter. Das entlastete meine noch jungen Eltern erheblich, die nicht nur politisch aktiv waren, sondern auch enorme Geldsorgen hatten. An jenem Sonntag also holte uns meine Mutter dort zum großen Mai-Umzug ab.

»Nun kommt schon, Kinder, zieht euch an«, rief meine Mutter, schon reichlich ungeduldig. Wir waren beinahe im Treppenhaus, da kam Opa noch zur Tür gerannt. »Vergiss das hier nicht«, sagte er und brachte Mutter das rote Kopftuch hinterher, welches damals alle kommunistischen Frauen zu solchen Anlässen trugen. »Ich mag das hässliche Ding nicht«, sagte meine Mutter, band es sich aber dennoch um. Sie war eine schöne, auch etwas eitle Frau – im kommunistischen Establishment des Hamburger Ostens hatte sie als »rotes Lieschen« sogar eine gewisse lokale Prominenz, die sich sowohl auf ihre roten Haare als auch auf ihre politische Überzeugung gründete.

Über dem Hamburger Osten lachte an jenem Maitag 1932 die Sonne, erstmals in diesem Jahr zeigte das Thermometer frühsummerliche 21 Grad. An der einen Hand hielt uns die Mutter, in der anderen hatten wir kleine rote Papierfähnchen mit dem Sowjetstern darauf, so trotteten wir Kinder in Richtung Hauptbahnhof. Dort formierte sich der Demonstrationszug. Zunächst mussten wir noch dem mächtigen Menschenstrom des Verbandes »Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold« Platz machen, auch kurz Reichsbanner genannt. Die Männer trugen blaue Mützen, grüne Hemden,

Schulterriemen, schwarze Breecheshosen und Ledergamaschen. Sie standen den Sozialdemokraten nahe und waren ursprünglich als Reaktion auf die braunen Schlägertrupps der SA zum Schutz der Republik gegründet worden. Sie standen aber auch mit dem Rotfrontkämpferbund auf Kriegsfuß, dem militanten Verband der Kommunistischen Partei. Es waren verrückte Zeiten. Die politische Auseinandersetzung wurde nicht im friedlichen Wettstreit der Ideen gesucht, sondern in martialischen Aufmärschen und Gewaltentladungen auf der Straße.

Unsere Leute buhten laut, als der Zug vorbeimarschierte. »Sozialfaschisten« und »Arbeitverräter«, riefen die Freunde meiner Mutter. »Scheißbolschewiken« und »Moskauer Marionetten« hallte aus dem Zug zurück. Doch beide Züge hatten unterschiedliche Ziele. Die Sozialdemokraten marschierten in Richtung Stadtpark, wir in Richtung Uni-Viertel.

Die aufgeladene Atmosphäre bei solchen Zusammentreffen spürten auch wir Kinder. Am Hauptbahnhof trafen wir unseren Vater. »Da seit ihr ja, ihr Rasselbande«, rief er. Er trug die hellgraue Uniform des Rotfrontkämpferbundes. Er war aufgeregt, aber er freute sich, uns zu sehen. »Ich bin für die Sicherung der Seite eingesetzt«, sagte er und musste auch gleich wieder in seine Formation. Wir Kinder waren mächtig stolz, dass auch unser Vater eine Uniform trug und dazugehörte. Von den drei paramilitärischen Organisationen – Reichsbanner als Verteidiger der Demokratie, RFB und SA als ihre Feinde – waren die beiden letztgenannten die schlagkräftigsten und aggressivsten. Oft ging es bei den Auseinandersetzungen blutig zu, auch gab es immer wieder Todesopfer. Das hatte dazu geführt, dass RFB und SA vorübergehend verboten wurden.



Mein Vater Hermann Friedrich August Lucks, Jahrgang 1908, war mit seinen 1,68 Metern ein kleiner, aber untersetzter und starker Mann. Er hatte lediglich die Volksschule besucht und war bereits früh im Jungsturm der KPD politisch aktiv gewesen. Schon im Alter von 15 Jahren, während des von dem KPD-Heißsporn Hans Kippenberger organisierten Hamburger Aufstandes im Jahr 1923, gehörte er als Fahrradkurier in Barmbek zum Stab der KPD-Legende Philipp Dengel, der für Verpflegung und Munition zuständig war. Als er in der Aufstandszentrale eine der Meldungen überbrachte – es ging um die Bewaffnung der Schiffbeker Genossen –, klopfte ihm ein Mann auf die Schulter: »Gute Nachricht, Junge, mach weiter so!« Das war Kippenberger selbst, der wie auch der Hamburger KPD-Chef Hermann Schubert später in die Sowjetunion emigrierte (beide wurden dort von Stalins Schergen hingerichtet). Er hatte mit seinen »Roten Hundertschaften« recht erfolgreich paramilitärische Strukturen geschaffen und sogar Polizei und Reichswehr mit Gleichgesinnten unterwandert. Dengel, Kippenberger und mein Vater waren nicht nur Kampfgefährten, durch das Erlebte verband sie auch so etwas wie Freundschaft.

Per Fahrrad musste mein Vater Kontakt zu den einzelnen KPD-Zellen in den Stadtteilen halten. Bei seinen Kurierfahrten lernte er auch Fiete Schulz kennen, später eines der prominentesten KPD-Mitglieder. Die Parteiführung hatte beschlossen, im Oktober 1923 im ganzen Reich einen kommunistischen Aufstand auszurufen. Im von Hyperinflation und Massenarbeitslosigkeit gebeutelten Deutschland hielt man den Zeitpunkt für günstig, die Revolution zu beginnen – in Russland hatte es ja sechs Jahre zuvor auch geklappt.

Doch nach einer Intervention der Komintern in Moskau, der kommunistischen »Weltzentrale«, blies die KPD-Führung das Vorhaben kurz vor dem Losschlagen ab – nur Hamburg erhielt diese Information nicht, sodass es hier zu blutigen Kämpfen mit über 100 Toten kam. Jetzt, neuneinhalb Jahre später, war mein Vater mit seinen 24 Jahren bereits ein gestandener »Veteran der Revolution«. Er war ein fröhlicher, lebenslustiger Mensch, mitunter plagten ihn aber Stimmungsschwankungen, und dann konnte ihm in einem Anfall von Wut die Hand ausrutschen. Wenn wir dann Prügel bezogen hatten, tat es ihm aber meist leid, er wirkte dann ganz niedergeschlagen und entschuldigte sich. Als junger Mensch hatte er eine Lehre zum kaufmännischen Angestellten abgeschlossen und sich bei der Hamburger Sparkasse beworben. Indessen gab er stets – auch später – seine KPD-Mitgliedschaft an. Das war zwar aufrichtig, aber nicht sehr geschickt, denn so fand er nie eine Anstellung.

Seiner Leidenschaft, dem Fahrradfahren, war der »ehemalige Fahrradkurier« zeit seines Lebens treu geblieben. Einmal ist er zusammen mit zwei Freunden im Auftrag der KPD sogar bis nach Berlin gefahren, stolze 280 Kilometer! Stets trug er abends sein Fahrrad bis zu unserer Wohnung in die dritte Etage hinauf und stellte es im Flur ab, sonst wäre es wohl gestohlen worden. Und für ein neues Fahrrad war kein Geld da. Ich bewunderte das Gefährt, denn es war ein Rennrad mit einem nach unten gebogenen Lenker und schmalen Rädern.

Doch seine größte Leidenschaft waren die Partei und der Rotfrontkämpferbund, der seit Mai 1929 in einigen Ländern des Reiches sowie in Hamburg verboten war, auch wenn die Behörden dieses Verbot nicht konsequent durchsetzten.

KPD und RFB waren seine Familie. Und da wir seine Kinder waren, waren wir automatisch Teil der Bewegung. Wir marschierten nun, angeführt von einer Schalmeienkapelle, in Richtung Dammtorbahnhof. Ziel war die Moorweide, eine große Rasenfläche gegenüber dem Bahnhof, auf der schon zu Kaisers Zeiten Massenversammlungen stattgefunden hatten. Arbeiterlieder wurden gesungen, das »Lied vom kleinen Trompeter«, »Dem Morgenrot entgegen«, auch »Die Internationale«. Immer wieder rief die Masse »Rot Front«, Männer und Frauen ballten die rechte Faust. Wir Kleinen verstanden zwar nicht so richtig, worum es ging, riefen aber ebenso nach Leibeskräften »Ho Front« dazwischen und schwenkten dazu unsere roten Papierfähnchen mit dem Hammer-und-Sichel-Symbol.

Kurz vor der Moorweide schloss Irmgard Herder, eine Freundin meiner Mutter, zu uns auf und schnappte sich die Hand meines Bruders – damit im Gedränge niemand verloren ging. Die Frauen, beide waren im »Roten Mädchen- und Frauenbund« aktiv, unterhielten sich aufgeregter und kicherten. An der Moorweide war Schluss, die Masse verteilte sich auf dem großen Areal, jetzt begannen die Reden der Funktionäre. Für uns Kinder war das der langweiligste Teil. »Wer spricht denn heute?«, fragte meine Mutter. »Teddy soll kommen«, sagte Irmgard.

Nun ist so ein »Kampftag« mit Schalmeienkapelle und Fahnenmeer nicht unbedingt das, was sich Kleinkinder unter Spaß vorstellen. Doch die Aussicht, dass da gleich ein mannsgroßer Teddybär mit gewaltigen Plüschohren am Rednerpult erscheinen würde, riss mich aus der Apathie. »Wann kommt denn der Teddy?«, fragte ich mit großen Augen.

Und sah, wie die beiden Frauen loslachten. Mit »Teddy« war Ernst Thälmann gemeint, der legendäre KPD-Vorsitzende des Deutschen Reiches, ein gebürtiger Hamburger. Nicht einer Vorliebe für Plüschtiere verdankte Thälmann seinen Spitznamen, im Hamburger Aufstand war das der Tarnname des damals 37-Jährigen gewesen.

Seine Markenzeichen: die in die Luft gestreckte geballte Faust und die Schirmmütze auf dem kahlen Kopf. Früher hatte man ihn oft in Lederjacke und mit kragenlosem, blau-weiß gestreiftem Fischerhemd gesehen. Doch als einer der einflussreichsten Politiker der Weimarer Republik trat Thälmann längst überwiegend im Anzug mit Weste, weißem Hemd und Manschettenknöpfen auf. In der Partei und vor allem bei den Hamburger Genossen war Teddy äußerst beliebt, er war ein durchsetzungsstarker Parteivorsitzender, der den Nazis lange Zeit erfolgreich Paroli bot.

Meine Mutter hatte trotzdem etwas auszusetzen.



*Ernst Thälmann*

»Der sabbelt immer so lange, zuletzt höre ich gar nicht mehr hin ...«, stöhnte sie.

Thälmann war wirklich ein Marathonredner, der als Parteivorsitzender und Kandidat für das Reichspräsidentenamt oft langatmig referierte und als gestandener Mittvierziger nicht mehr so viel von dem aggressiven, mitreißenden Feuer der ungestümen jüngeren Genossen hatte. Doch er hatte mit dem 30-jährigen Heinz Neumann einen wortgewaltigen und agitatorisch brillanten Redenschreiber an seiner Seite.

Mutter ernüchterte die Aussicht, in der Menge stundenlang mit zwei ungeduldigen Kindern stehend seiner Rede zu folgen, zudem stets die Angst im Nacken, dass es mal wieder zu Schlägereien oder gar Schießereien kommen könnte. Glücklicherweise fand sie am Mittelweg am Rande der Moorweide ein freies Plätzchen, auf dem wir uns hinsetzen konnten.

»Ne, das ist nicht Teddy, Schubert spricht«, sagte Irmgard, die mit zusammengekniffenen Augen vorn am Rednerpult den weniger prominenten Hermann Schubert ausmachte, Leiter des KPD-Bezirks Wasserkante.

Der 36-Jährige stand auf einem Podest, das von einem großen Bild Lenins geschmückt wurde, des russischen Revolutionsführers, und posaunte mit gereckter Faust in die Runde: »Vorwärts unter dem Banner Lenins. Durch Kampf zum Sieg!«

Da ahnte Schubert natürlich noch nicht, dass keine fünf Jahre vergehen sollten, bis Lenins politischer Erbe Stalin ihn umbringen würde – so wie den Hamburger Hans Kippenberger und viele andere deutsche Kommunisten, die in der Sowjet-

union Zuflucht vor den Nazis suchten. »Teddy kommt nicht, der hat in Berlin Wichtigeres zu tun«, sagte ein alter Arbeiter, der neben uns stand. Tatsächlich war Hamburgs KPD-Legende seit Jahren als Chef der drittgrößten Partei des Reichstages einer der mächtigsten Männer der Weimarer Republik, gegen deren Existenz er mit allen Mitteln kämpfte.

Als Schubert nach etwa einer Stunde geendet hatte und der nächste Redner aufgerufen wurde, flog ein beinahe beglücktes Lächeln über das Gesicht meiner Mutter – Etkar André wurde angekündigt. Meine Mutter vergötterte den damals 38-jährigen Bürgerschaftsabgeordneten und engen Thälmann-Vertrauten, sie lauschte seinen Reden wie elektrisiert. Später erfuhr ich, dass es mehr als Begeisterung war, was meine Mutter für den in Belgien aufgewachsenen Etkar André empfand – es war Liebe.

André war innerhalb der KPD-Nomenklatur eine Art Superstar. Während Thälmann bewundert, gefürchtet, verehrt wurde, hatte André Fans aus Leidenschaft. Die beiden wichtigsten Männer der KPD in jenen Jahren waren völlig unterschiedliche Typen: Thälmanns Trumpf war seine Volksnähe, seine Herkunft aus einfachen Hamburger Verhältnissen, seine vormalige Tätigkeit als Schaueremann im Hafen. Er redete in einfachen Sätzen, sprach mit starkem Hamburger Akzent und verwendete gern und oft Kraftausdrücke – Knallkopp, Spinner, Döskopp. Besonders kennzeichnend war aber für ihn, dass er mitunter den Faden verlor und nie ein Ende fand, er war ein stimmungswaltiger Rhetoriker. Man sagt, sein Parteisekretär habe ihm eine Schnur ans Bein gebunden und immer daran gezogen, wenn »Teddy« mal wieder zu weit abschweifte. Der Historiker und ausgewiesene

KPD-Kenner Hermann Weber nannte Thälmann einen »Provinzpolitiker mit demagogischem Talent«.

In Erinnerung geblieben ist mir, dass mein Onkel Friedrich »Fiete« Paasch immer wieder von einer Begegnung mit Thälmann erzählte, die ihn sehr verärgert hatte. Denn im Unterschied zu meinen Eltern hatte Onkel Fiete nicht viel für die Kommunisten und ihre Ideen übrig. Mit Tante Olga, der Schwester meiner Großmutter, besaß er einen Gemüseladen am Nagelsweg, ebenfalls im Stadtteil Hammerbrook. Fiete hatte eine Schottsche Karre, ein einachsiges Holzgefährt mit zwei großen Speichenrädern, das in Hamburg sehr gebräuchlich war und von einer Person geschoben oder gezogen wurde. Damit holte er in der Markthalle südlich des Hauptbahnhofes sein Gemüse ab, welches die Vierländer Bauern anlieferten. Thälmann tummelte sich gern in der Markthalle, mischte sich unters Volk, sprach mit den einfachen Leuten. In seiner direkten Art, wie unter Hamburger Gemüsehändlern eben üblich, stellte Onkel Fiete Thälmann eines Tages zur Rede und warf ihm an den Kopf: »Hör doch auf, du wirst doch von Moskau gesteuert. Was du hier erzählst, ist doch alles dumm Tüch ...« (dummes Zeug). Der kräftige Thälmann schritt umgehend zur Tat, ging auf Fiete zu und schubste ihn beiseite und rief: »Hau doch ab, du Penner.«

Thälmanns Anhänger johlten begeistert, Fiete sah sich in seiner Ablehnung des Kommunistenführers bestätigt: »So sind sie: Wenn ihnen die Argumente ausgehen, werden sie gewalttätig«, betonte er danach. In Gegenwart meiner kommunistischen Eltern bekannte er gern, wie sehr er Thälmann verachtete, und begründete das so: »Der hat zu mir Penner gesagt!«

Im Unterschied zu Thälmann war Etkar André kein Redner, der sich durch Volksnähe oder hanseatischen »Stallgeruch« auszeichnete, was ihn sicher etwas Popularität bei den Hamburgern kostete. Er wirkte eher intellektuell, sprach mit leichtem Aachener Dialekt, dem sogenannten »Öcher Platt«, war schlagfertig und präzise in seinen Formulierungen. Anders als Thälmann wirkte André weltläufig, war eher der Typ »Apparatschik« und galt in der KPD als großes Organisationstalent. Auch pflegte er internationale Kontakte, wobei ihm half, dass er fließend Französisch sprach. Dafür hatte er keine gehobenen Positionen innerhalb der Partei inne; er war weder Mitglied des Zentralkomitees noch des Politbüros.

André war etwas jünger als Thälmann, Jahrgang 1894. Wie viele KPD-Führer kam er aus einer jüdischen Familie, entsprach somit dem rassistischen Feindbild der Nazis geradezu vollständig. In Aachen geboren, hatte er früh seinen Vater verloren. Die kranke Mutter übersiedelte mit den drei Kindern daraufhin nach Belgien, zeitweilig wuchs Etkar in einem Waisenhaus auf. Nach dem Ersten Weltkrieg, er hatte auf deutscher Seite gekämpft und war in französische Gefangenschaft geraten, kam er bereits Anfang der 20er Jahre nach Hamburg und trat hier der KPD bei. Er rückte schnell in deren Führungsriege auf, vor allem als Organisator des Rotfrontkämpferbundes.

In Arbeiterkreisen machte besonders eine Begebenheit im Frühjahr 1931 die Runde, die ihm viel Respekt verschaffte:





Ein SA-Marinesturm überfiel spätabends Etkar Andrés Wohnung in der Adlerstraße 12 im Stadtteil Barmbek. Die eigentliche Mieterin dieser Wohnung war Andrés Lebensgefährtin Martha Berg. Doch an jenem Abend waren nur André und ein weiterer Genosse anwesend, dem allerdings die Flucht über die Dächer gelang, um Hilfe zu holen, während die SA-Leute über den Hof und durch den Hausflur in die Wohnung einzudringen versuchten. Als sich die Angreifer mühten, die Tür zu öffnen, machte André sie glauben, er sei nicht allein – indem er laut ein vielstimmiges Gespräch vor-täuschte. »Sag, was du willst, glaubst wohl, ich lasse mich wehrlos totschießen? Hol auch den anderen Revolver ...«, soll er gesagt haben. Das beeindruckte die Angreifer, die offenbar mit sich rangen, ob sie aufgeben oder zum finalen Sturm auf die Tür ansetzen sollten. Irgendwann gab die Eingangstür nach, doch die Angreifer zögerten einzutreten, weil sie in einem der Zimmer den Schein der Schreibtischlampe und darin den Schatten Andrés sahen, der offenbar einen Revolver in der Hand hielt – wobei es sich aber nur um einen Füller gehandelt haben soll. »Da seid ihr ja endlich. Hab euch schon erwartet«, sagte er. Und dann laut und entschlossen: »Einen Schritt in meine Wohnung, und es fließt Blut!«

Die Nazis zögerten. Als André dann noch einmal und scheinbar zu allem entschlossen schrie: »Raus aus dem Haus! Sonst knallt's!«, wichen die SA-Leute tatsächlich zurück.

Inzwischen rückten die von seinem Kameraden alarmierten RFB-Leute an, die Nazis ergriffen die Flucht. Hamburg hatte in den kommenden Tagen etwas zu lachen.

Es blieb nicht der einzige Anschlag auf Etkar Andrés Leben: Nach einer KP-Parteiveranstaltung in den Vierlanden

Ende März 1931 überfielen bewaffnete SA-Männer im Nachtbus eine Gruppe Kommunisten. »Sind Sie André?«, schrien die Männer den Bürgerschaftsabgeordneten Ernst Henning an. Der antwortete wahrheitsgemäß mit »Nein«, wurde aber dennoch erschossen. Der ihn begleitende Abgeordnete Louis Cahnbley wurde schwer verletzt. Weitere Fahrgäste erlitten teils schwere Schussverletzungen. Die Täter flüchteten, wurden später verhaftet, angeklagt und zu Gefängnisstrafen verurteilt. Nach der Machtübernahme der Nazis machten sie jedoch Parteikarrieren.

Am Tag nach dem Mordanschlag prügelten KP-Bürgerschaftsabgeordnete im Rathaus auf die Abgeordneten der Nazis ein und schrien: »Ihr Mörderbande!«

Dem Mord an Henning war die Sprengung einer NSDAP-Veranstaltung in Geesthacht durch Kommunisten vorausgegangen, bei der anschließenden Schießerei waren zwei SA-Männer gestorben. In André vermuteten die Nazis den Drahtzieher, ihm galt ihr ganzer blindwütiger Hass. Anfeindungen wie diese begründeten Etkar Andrés legendären Ruf im kommunistischen Milieu. Eine Begeisterung, die bei meiner Mutter in Liebe und Leidenschaft mündete – sie war gewissermaßen das, was man heute »Groupie« nennt. Etkar André war ihr »Popstar«.

Weil wir etwas abseits der Maikundgebung saßen, konnten wir kaum verstehen, was da vorn gesprochen wurde. Denn Lautsprecheranlagen mit Verstärkern waren noch nicht so verbreitet, zumal bei Veranstaltungen der finanziell stets klammen KPD. Jeder Redner – das verband André und Thälmann mit ihren Todfeinden Hitler und Goebbels –

brauchte vor allem ein durch viele Reden geschultes, durchsetzungsfähiges Stimmorgan, das lediglich durch eine »Flüstertüte«, ein Megaphon, verstärkt wurde. Anders als heute hatten die damaligen Politiker laute, voluminöse Stimmen; das war wichtig, nicht immer kam es darauf an, was gesagt wurde.

Doch auch das lauteste Mundwerk vermochte es nicht, vom Dammtorbahnhof bis in die entlegenen Winkel der Moorweide vorzudringen. »Irmi, pass doch mal auf die Lütten auf, ich bin gleich wieder da«, rief meine Mutter ihrer Freundin zu und kämpfte sich schon durch die Reihen der Zuhörer, um möglichst nahe zum Redner vorzudringen.

Wir Kinder fingen alsbald an zu quengeln, weil wir hungrig waren. Irmi nahm uns an die Hand und ging zum nahen Dammtorbahnhof. Dort traf sie Hiltrud, eine weitere Genossin. Beide wussten, wo es preiswert etwas zu beißen gab – auf dem Fernbahnsteig des Dammtorbahnhofs. Den betraten wir, obwohl wir keine der damals üblichen Bahnsteigkarten hatten. Da stand ein Wurstverkäufer und rief: »Heiße Würstchen.« Für die stets zu Scherzen aufgelegte Irmi eine Steilvorlage: »Angenehm, heiße Irmi«, sagte sie zu dem Mann und hielt ihm ihre rechte Hand hin: »Nun geben Sie mir bitte zwei Knackwürste.«

Von einer biss sie ein Stück ab und gab sie Hermann. Die andere bekam, durch Pusten abgekühlt, ich. Dann ging es zurück zu meiner Mutter auf die Festwiese.

Uns Kindern erschien die Welt damals einfach und überschaubar: Diese Männer mit den grauen Blusen, die roten Fahnen, die proletarischen Kampfgesänge – das war unsere Familie. Hier waren die Guten, zu ihnen gehörten wir, so

wollten wir auch einmal werden. Die Bösen, das waren die Kapitalisten, von denen wir viel hörten, die wir aber nicht kannten. Böse waren auch die Polizisten mit ihren Tschakos, die wir oft sahen und zu denen wir ängstlich und ehrfurchtsvoll aufblickten. Böse waren auch die »Sozialfaschisten«, von denen es sogar Mitglieder in der eigenen Großfamilie gab. Und falls es so etwas wie eine Steigerung von »böse« gab, dann galt das natürlich für die Faschisten, die Nazis, von denen wir viel Schlimmes hörten, von denen wir aber auch noch kein richtiges Bild hatten. Weil sie im roten Hamburger Osten kaum anzutreffen waren. Wie andere Kinder vor Hexen, Gespenstern und Räufern Angst hatten, so fürchteten wir uns vor Faschisten, so hatten wir es gelernt.

Der Marsch an der Hand meiner Mutter und die Maidemonstration, der stolze Vater, die kraftvollen Gesänge, die ganze Aufregung, aber auch die Langeweile während der Reden – sie gehören zu meinen frühen Kindheitserinnerungen. Was dann am Abend geschah, gehört zur Familienfolklore.